**Zeitschrift:** Die Berner Woche

**Band:** 28 (1938)

Heft: 1

**Artikel:** Schicksal in 10 Minuten [Fortsetzung]

Autor: Donny, Käthe

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-633899

# Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 22.11.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

# im Berner Oberland crschliesst ein neues Skigebiet

Der Neuland suchende Stitourist wird diesen Winter erstmals Gelegenheit haben, ein bisher unberührtes großes Gebiet als Ausgangspunkt für prächtige Absahrten, interessante Uebergänge und ausgedehnte Hochtouren zu betreten: Die diesen Sommer erstellte und zur Zeit einzige Schwebebahn im Berner Oberland — in ihrer Anlage und ihren Sicherheitsvorrichtungen die modernste in der Schweiz — bringt ihn aus dem Talhintergrund von A delboden, 1360 m, in 5 Minuten um ca. 600 m höher auf die herrlich gelegene Engstligenalp, 1940 m.

Die erste Schwebebahn im Berner Obersand war eigentlich der 1908 eröffnete, dis 1914 betriebene und dann von der Jungfraubahn angekaufte Wetterhornaufzug beim oberen Grindelwaldgletscher; als besonders für den Stisport gedachtes Verkebrsmittel darf jedoch die Schwebebahn Engstligenalp als die erste einer neuen Aera im Berner Obersand bezeichnet werden.

Die Fahrt mit dieser 1208 m langen, eine Steigung von 40—65 % überwindenden Schwebebahn ift ein Erlebnis: in einer Höhe von bis zu 200 m über den Wipfeln der verschneiten Bergtannen schwebt der Skifahrer in einer der beiden 4 Bersonen fassenden — Kabinen über die Baumgrenze hinauf dem Rande des gewaltigen Felsabsturzes zu, hinter dem sich das halbkreisförmig von Fizer. Rotstock, Ammertengrat, Wildstrubel, Steahorn, Tierhörnli. Rindbettihorn, Engstligengrat, Tichingel= lochtighorn und Großlohner begrenzte Plateau der hochgele= genen Engstligenalv ausdehnt. Der Weg auf die Engstligenalp war bisher im Winter so mühsam, daß kaum jemand dieses schneesichere Gebiet aufsuchte; heute wird es statt in einem 2—3 Stunden erfordernden schwierigen Aufstieg in 5 Minuten erreicht. Bon Adelboden-Dorf bis zur Talftation Birg — zu Fuß ca. 1 Stunde -- sollen Pferdeschlitten, später Autokurse einge= führt werden.

Das Stiaelände der Engstligenalp — wo man in zwei einfachen Gasthäusern gute Unterfunft findet — eignet sich sowohl für den Anfänger wie für den routinierten Fahrer. Als Abfahrt en sind zu erwähnen: Engstligengrat, Tichinaellochtigborn, Tierhörnli. Wilbstrubel. Ammertengrat. Als Uebers ange: Enastligengrat-lleschinaellochtigehorn, Tierhörnli. Wilbstrubel. Ammertengrat. Als Uebers änge: Enastligengrat-lleschinatal-Kandersteg. leicht und hantbar, ca. 3 Stunden: Rote Kumme-Gemmi, 4 Stunden. Als doch touren: Wilbstrubel-Gemmi oder Plaine morte-Montana-Vermala. 6—7 Stunden, oder Fortsehung auf Wildhorn; Wildstrubel-Steahorn-lleschinental-Kandersteg.

Auch dem Sommertouristen wird die durch private Initiative zustandegekommene Schwebebahn große Erleichterungen brinaen, Kote Kumme-Gemmi, Ammertenpaß-Lenk, Wildstrubel, Großlohner. v.

# Schicksal in 10 Minuten

Roman von Käthe Donny

"Fräulein Hierzel", bat Geninde ernst, "an sich wäre das natürlich nichts. Und doch — im Zusammenhang mit dem Ganzen und dem, was man Becker vorwirst —"

"Allso, Sie glauben auch nicht, daß er es getan hat?"

"Sonst wurde ich ihn nicht verteidigen, Fraulein Bierzel."

"Oh, das ift gut, das ift gut", fie atmet auf, wie erlöft. "Ich dachte schon —"

"Was dachten Sie, Fräulein Hierzel?"

"Oh, nichts", sie war verwirrt, "es ist doch kein schönes Gefühl, jemanden gekannt zu haben, der so etwas tun konnte."

Sie sah vor sich hin, es war noch mehr hinter ihren Worten. Sie wußte nicht, wie ihre plöglich verdunkelte Miene sie

verriet. Geninde schaute fie an, grübelnd, als wollte er aus ihrer Seele herausholen, was fie zurüchielt.

"Wollen Sie mir nicht doch helfen, Fräulein hierzel? Sehen Sie, es fteht schlecht um Beder."

"Aber Sie sagen doch selbst, daß er unschuldig ist."

Sie sprach wie ein Kind, das froh ist über einen Ausweg. "Daß ich es sage, genügt nicht. Der Gerichtshof muß es sagen. Und er ist von Beckers Schuld überzeugt. Ich muß also mit einer sehr schwierigen Berteidigung rechnen. Ich muß dem Gericht ein plastisches Bild von Beckers Charakter vorsühren. Dazu muß ich in seine Jugend zurückgehen. Es ist niemand da, der sonst über ihn aussagen könnte. Den Bater hat er kaum gekannt, die Mutter ist längst tot. Berwandte sind nicht da, wenn Sie mir nicht helsen, Fräulein Hierzel —"

Er sah, der abwehrende Trot blieb auf dem Mädchengesicht. Da stieß er zu:

"Fräulein Herzel, wenn ich das Gericht nicht gefühlsmäßig für mich gewinne, ist es bei den sehlenden Beweisen der Schuldlosigkeit um Becker geschehen. Also was war zwischen Ihnen und Becker? Es geht für Becker um Leben oder Tod."

Sie schrack heftig zusammen. Das mit dem Leben oder Tod hätte er nicht sagen sollen. Nun konnte sie noch weniger sprechen. Gerade zu ihm nicht. Sie wollte nicht mehr zurückdenken.

"Es ift nichts weiter gewesen."

Es klang verstockt. Geninde seufzte auf, wie sie es sagte, fühlte er, es war im Augenblick zwecklos. Er kam hier nicht weiter. — —

Geninde und Mintheffer verbrachten den Abend dieses Tages gemeinsam. Sie saßen oben in einem Kestaurant am Berge, die Stadt lag mit ihren Lichtern in einem seuchtwarmen Dunste unter ihnen. Gegenüber die Hänge zeichneten sich ungewiß vor einem matten Nachthimmel.

Thomas Mintheffer wies auf die Berghänge gegenüber der Saale.

"Seit ich Sie hier gesprochen habe, Herr Geninde, ist all das um Annettes Tod so fern gerückt. Ich sehe immer wieder die Bonner Zeit vor mir, die Abende auf der Terrasse Ihres Hauses, ehe die ganze Berwirrung kam. Als es zwischen uns noch alles klar war. Ich muß es Ihnen einmal sagen, Herr Geninde. Ich möchte mich nicht freisprechen. Aber, wer überhaupt sühlend war, der mußte Annette lieben. Sie war wie eine Leuchte, zu der jeder strebte, man wußte nicht, was man mehr liebte: ihre Schönheit oder ihren Geist oder ihre Menschlichkeit."

Geninde nickte nur. Es war ein schwermütiges Nicken. Da saß nun der andere, brachte ihm das ganze Wesen Annettes wie in einem Zauberspiel nahe. Mintheffer hatte Annette geliebt. Vielleicht klarer geliebt als er, der eigene Mann, der so oft an ihr vorbei gegangen war.

Die letzte Bitterkeit in Geninde gegen Mintheffer löste sich in Wehmut. Er sah empor, über dem leichten Nebel vom Tale aufsteigend, standen die Sterne sehr klar. In ihre Höhe drang der verschleiernde Dunst nicht. Es war wie eine Aufsorderung, sich durchzukämpsen, zu verzeihen.

"Ich würde Ihnen gern einmal beweisen, daß ich in der Zeit weitergekommen bin", sagte Mintheffer plöglich in das Schweigen, "mögen Sie nicht bis morgen bleiben? Ich habe das große Sinsoniekonzert, wir spielen die Fünste von Beethoven. Ich weiß, wie sehr Sie die liebten. Es wäre schön für mich, Sie unter den Zuhörern zu wissen."

An dem Abend, an dem Geninde nach Kissingen fuhr, gegen elf Uhr, unternahm der Untersuchungsgefangene Erich Beder in der Landesirrenanstalt einen Selbstmordversuch.

Aufseher Dobbicke sah ganz gegen die Notwendigkeit noch einmal durch das Gucksoch. Becker war ihm besonders unheimslich. Hätte er getobt, gesärmt, den wilden Mann gespielt, ihn hätte das nicht aufgeregt. Dergleichen Szenen war er gewohnt. Aber Beckers apathische Gleichgültigkeit beunruhigte ihn — nochzumal ihm der Gedanke, es mit einem Mörder zu tun zu haben ein seltsames Gesühl einslößte.

Der Bächter Dobbide fah also durch das winzige Gudloch

der Zellentür, das den Untersuchungsgefangenen bei Tag und Nacht den Blicken der Beamten preisgab.

"Da haben wir die Schweinerei", fagte er.

Er konnte gar nicht schnell genug mit dem Schlüsselbund die Zellentür ausbekommen. Schon wie er die Tür öffnete, quoll ihm das Stöhnen entgegen. Beder lag zusammengekrümmt auf der schmalen Bettstelle. Der Wächter Dobbicke setzte die Signalpseise an den Mund. Gleich war der Korridor erfüllt von lärmenden Schritten. Die anderen Ausseher stürzten herzu. Die Sanitätswache, alarmiert, rannte mit der Tragbahre. Man telephonierte nach dem diensthabenden Lazarettarzt. Als Beder, dessen Körper sich noch immer in diesen surgebrämpsen Zusammenzog, in die Krankenstube eingeliesert wurde, stand der Arzt schon mit dem Magenausbeberungsapparat da.

"Beiß der Teufel, wo die Kerls immer das Gift verstecken?", meinte Dr. Lohnert, aber natürlich — er war ja Apotheker, da ist es kein Wunder, Troßdem — wir kriegen ihn schon wieder in Ordnung. Halten Sie mal den Schlauch sest, Dobbicke!"

Sabine Reinow erfuhr am anderen Tage durch ihren Bater von Beders Selbstmordversuch. Ihr erster Gedanke war: Geninde! Da war er nun fortgereist — sie hatte es erfahren — und gerade zu diesem Zeitpunkt machte Beder diesen Selbstmordversuch. Allen mußte er ja als Eingeständnis seiner Schuld erscheinen. Für Geninde ein großer Schlag! Wenn sie doch einmal den Beder mit eigenen Augen sehen könnte. Ihr instinstives Gesühl hatte sie in ihrem Beruse immer richtig gesührt. Vielleicht würde sie es auch Beder gegenüber leiten. Vielleicht würde sie sogar mehr sehen, als der Vater und Geninde. Das Unmittlbare, vielleicht würde es in ihr sprechen.

Es war beinahe wie eine Schickfalsfügung, daß Becker seit Lagen in der Irrenanstalt zur Beobachtung war. Das war ein Weg. Da konnte sie heran. Sie kannte ja die Landesirrenanskalt. Sie hatte oft mit Doktor Stolze, dem Chef, zu tun. Eine von ihren Schüklingen, eine jugendliche Ladendiebin, war eben dorthin überwiesen worden unter dem Berdacht von Irresein. Ohnehin hätte sie in diesen Lagen einmal anfragen milsen. Nun konnte sie das am Montag persönlich machen.

Dieser Montag war ein grauer Tag. Sabine mußte eine halbe Stunde mit der Elektrischen sahren. Die Endhaltestelle der Bahn lag gegenüber der Anstalt. Regen siel, als sie ankam. Es roch nach Erde und seuchten Steinen. Wie Trauer ging es von den toten Gleisen aus.

Es war Sabine nicht schwer, die Einwilligung Dr. Stolzes zu erhalten.

"Natürlich, Fräulein Keinow, Sie können zu Becker. Er ist ruhig, nur sehr apathisch. Vielleicht sehr günstig, wenn er etwas anderes sieht, als uns hier. Das wirst manchmal aushellend. Wenn er sprechen sollte, — bisher war er völlig stumm, — dann berichten Sie mir bitte. Warten Sie, ich komme mit, ich muß ohne hin in die Männerabteilung. Dort werde ich dem Wärter Bescheid sagen."

Sabine erschrack bei Beckers Anblick. Sie hatte sich nach den Reitungsbildern eine Borstellung von ihm zu machen versucht. Aber dieser Wensch hier mit seinem abgemagerten unnatürlich bleichen Gesicht wirkte nicht wie ein lebendiger Wensch. Er sah eigentümlich gelb aus. Die Augen hatten etwas Totes.

Als fie hereinkam, unangemeldet, war kaum Verwunderung, nicht einmal Frage in seinem Gesicht. Er schien nichts Neues mehr in sich aufnehmen zu können.

Sabine war plöglich hilflos. Wie follte man an diesen apathischen Menschen herankommen? Ohne lange zu überlegen, sagte sie:

"Ich komme von Herrn Rechtsanwalt Geninde, Herr Beder, kann ich etwas für Sie tun?"

Beder machte mutlos eine unbestimmte Handbewegung.

"So geht das nicht, Herr Beder. Sie dürfen sich nicht aufgeben."

Becter schien etwas hinwersen zu wollen. Aber Sabine sprach weiter. Man mußte diesen Wenschen jetzt mit Wort und Ueberzeugung von dem toten Punkt fortstoßen.

"Haben Sie denn gar nicht daran gedacht, was Rechtsanwalt Geninde für einen Rampf um Ihretwillen fämpft? Wenn Sie nicht aushalten und ihm gleichsam in den Rücken fallen, wie foll er dann Ihre Sache zu Ende führen?"

Beder lächelte. Sabine meinte, noch niemals ein Lächeln gesehen zu haben, das so unheimlich war.

"Bu Ende? Ift ja schon zu Ende."

"Aber nehmen Sie sich doch zusammen, Herr Becker. Was ist zu Ende? Nichts. Es ist genau so, wie es vor der Abreise Herrn Genindes war. Es sind schwere Berdachtsmomente gegen Sie", hier zuckte Becker zusammen, Sabine suhr schnell fort, "aber sie sind nicht stärker als vorher. Sie haben doch in den ersten Tagen Ihrer Inhastierung sür Ihre Unschuld gesämpst. Wollen Sie nun die Flinte ins Korn wersen? Es ist wahr, es hat sich noch nichts zum Guten verändert. Aber doch auch nichts zum Schlechten."

Da hob Becter zum ersten Mal die Augen ganz. Es wehte Sabine kalt an. Was lag in diesem aufflammenden Blick? Er zerriß das matte zerstörte Gesicht, wie ein greller Blit eine matte Ebene erhellt. Die Züge wurden jäh von dunkler Köte überglommen. Das Mal schien körperlich Hige auszustrahlen.

"Geben Sie, geben Sie!"

Das war nicht mehr Beckers Stimme. Das war eine frembe, untergründige, die diese Worte knirschte, voll unterdrückter Wut. Und dann schrie er! "Gehen Sie, lassen Sie mich in Frieden, in Frieden!"

Sabine, hochgeriffen von einer unerklärlichen Angst, wich zurück. Der Wärter Schmitz draußen öffnete auf das laute Schreien Beckers schnell die Tür.

Beder saß schon wieder zusammengesunken auf dem Bett. Er hatte den Kopf in die Hände gestützt. Keine Regung mehr zeigte seine Aufregung. Sabine schien für ihn nicht mehr vorhanden zu sein. Sabine empfand einen mit Abscheu gemischten Schrecken wie noch nie im Leben.

Ihre Augen sahen nach innen, als wollten sie das Bild des Gesangenen noch einmal in sich erstehen lassen, aber nicht sanst und apathisch. Bielmehr in der unheimlichen Wildheit jenes Ausbruches von vorhin. Nun sah sie es wieder, die dunkelrote Köte auf dem bleichen Gesicht, die flammenden Augen starr auf sich gerichtet.

"Oh, mein Gott", flüsterte sie, ohne es zu wissen, vor sich hin. Dann schwieg sie. Aber in ihr war der Gedanke lebendig, der entsehliche Gedanke:

"Wie, wenn diefer Beder doch schuldig mare? - -

# 7. Rapitel.

In den ersten Tagen seiner Rückehr aus Rissingen war Geninde niedergeschlagen. Lauter ungünstige Nachrichten hatten ihn empfangen. Beders Selbstmordversuch — der Chefarzt der Irrenanstalt hatte Beders volle Zurechnungsfähigkeit bestätigt — und außerdem war da noch die Sache mit dem gesheimnisvollen Wächter.

Die letzte Hoffnung Beders, daß diefer Wächter im Elektrizitätswerk ausfindig gemacht würde, war endgültig gescheitert.

Der genaue Ermittlungsbericht hatte ergeben, daß der Wächter vom Dienst an dem fraglichen Abend frankheitshalber beurlaubt war. Sein Bertreter war ganz das Gegenteil von dem Manne, wie ihn Becker geschildert hatte. Er war weder groß noch dunkelhaarig, vielmehr klein und stämmig. Auch hatte er eine Glaze.

Außerdem wies die Steckuhr am Werk flar aus, daß dieser Ersahmann um zehn Uhr zwanzig im Inneren des Werkgebäudes gewesen war.

Geninde mußte es aufgeben, auf einen Freispruch zu hoffen. Selbst milbernde Umstände waren kaum zu erwarten. Die Beweiskette war zu lückenlos geschlossen.

Dies alles lastete schwer auf ihm. Wäre er nicht von Beckers Unschuld überzeugt gewesen, hätte er diese Fehlschläge leicht ertragen. So aber litt er sehr darunter. Dazu kam dieses Zusammentressen mit Sabine Keinow. Es war vor dem Gebäude des Landgerichtes — und er hatte sie bisher nur slüchtig gesehen. Sie holte wohl wieder einmal den Bater vom Gericht ab. Aber ehe er sie noch hätte sprechen können, war sie mit einem schnellen wie erschrockenen Gruß im Inneren des Gebäudes verschwunden. Nun doch betrossen, schaute er ihrer schmalen, immer wie sedernden Gestalt nach. Nun trennte sich auch der letzte Mensch von ihm, der hier in dieser einsamen Stadt für ihn sühlte!

Er konnte ja nicht wissen, warum Sabine vor ihm flob, warum sie ein Zusammentreffen mit ihm fürchtete.

Das sah ja aus wie ein absichtliches Ausweichen? Bielleicht hatte er sie doch bei ihrem letzten Zusammensein sehr verletzt. Fortsetzung folgt.

# Weltwochenschau

Altes Lied zum neuen Jahr

Bon Januar bis November 1937 haben wir in der Schweiz 974 Konfurse und 301 Nachlaßversahren gezählt. Im vorangegangenen Jahre, ebenfalls in 11 Monaten (darunter 2 n a ch der Abwertung) waren es 1416 Konfurse und 392 Nachlaßverträge. Nimmt man an, der Umschwung nach dem 26. September habe schon für das Ende des Jahres die Situation verbessert, verschieben sich die Zahlen noch mehr. Aber lassen wir diese Berschiebung beiseite und stellen die prozentuale Berbesserung sest: Statt 100 ergibt es noch 69 Konfurse, und statt 100 noch 77 Nachlaßverträge. Will jemand aus dem geringern Zurückgehen der Nachlässe einen Schluß ziehen, dann den, daß die Nachlaß-Unwürdigen eben vor beendeter Krise in verhältnismäßig geringerm Umsang vorhanden waren als nachher. Aber das sind Nebensachen.

Der von den Verfechtern aktiver Wirtschaftspolitik, und zwar der "Aufbaupolitit", vertretene Sat, daß man bei auch nur unerheblicher Preishausse besser wirtschaften könne, ist nun bald ein altes Lied geworden. Aber da man um die Jahreswende gern alte Lieder singt, möchten wir es hiemit anstimmen! Unsere Strophe lautet: 1937 ließ sich offenbar leichter wirtschaften als 1936, das beweist die gesunkene Zahl der Geltstage und der "Aktordierungen". Und das laufende Jahr ftand eben im Zeichen einer leichten Preishausse, mährend das vorangegangene bis zum Tage der Abwertung andauernd unter Preisdruck dahinkroch . . . von Woche zu Woche, ohne Aussicht auf Wendung! Schade nur, daß die Menschen so rasch vergessen, sonst mußte man sie am Radio auffordern, eine Viertelstunde darüber nachzudenken, wie sie in Sorgen ihren Geschäften nachgegangen, bevor der neue Impuls eingesett . . . eben damals, Anfang Oftober vor einem guten Jahre! Und dann ein wenig mit jett zu vergleichen.

Auch unsere Landesväter müßten zu einer derartigen stillen Biertelstunde eingeladen werden. Sie müßten an die allmonatlichen verbesserten Bost-, Telephon- und Eisenbahnresultate densten, die den Budgetsorgen in Bund und Kanton den bittersten Stackel genommen und beinahe irreparable Situationen versschiedener Kassen wieder zu heilbaren verwandelt haben.

Und dann müßte man allen, privaten und amtlichen Schweizern eine Frage stellen: Nicht wahr, es kam doch gut, wider Erwarten gut? Es lohnte sich, einmal das überwertete Geld, und nicht die Waren weiter zu entwerten? Ließe sich daraus nicht allerhand lernen? Ist es am Ende weniger an den angeblichen politischen Staatsseinden als an sehlerhaftem wirtschaftlichem Denken gelegen, daß wir nicht zur Ruhe kommen? Es geht noch lange nicht allen Schweizern gut . . . ließe sich nicht im Sinne programmatischen Wirtschaftsausbaus nicht noch allerhand vorkehren, damit es weitern Mitbürgern besser

Um son st sollten wir die für viele recht überraschende gute Auswirkung jenes angeblichen Landesunglücks nicht erlebt haben . . .

# Teruel

Es läßt sich heute noch nicht beurteilen, was die Eroberung Teruels durch die fpanischen Republi= kaner für Folgen haben wird, oder was wir darin für ein Symbol zu erblicken haben. Ift es die Wendung im Bürger= frieg? Oder eine bloße Episode vor dem großen Sturm, den Franco und seine italienischen und deutschen Mitarbeiter mit aller Sorgfalt vorbereiten? Im einen Falle mußte fie als ein Signal der Wendung in Gesamteuropa aufgefaßt werden: Die Demofratien murden ertennen, daß auch fie Biderftandsfrafte entwickeln. Disziplin einführen und verstärken und schließlich siegen können, wie groß auch die Macht der militärischen Diftaturen sei, und die Diktatoren murden fich sagen muffen, daß fie mit allem, nur nicht mit dem Freiheitsbedürfnis des Menichen gerechnet, und daß dieses Bedürfnis aus Anarchisten und Bluträchern ohne Ordnung Nationen zu formen imftande sei, an deren Willen sich Großmächte die Zähne ausbeißen. Im andern Fall aber? Mugloser Sieg, der die Endniederlage nicht aufhält, und die Folge: Tieffte Entmutigung, weil alles vergeblich gemefen.

Die zehntägige Schlacht um Teruel zeigt uns und den Spaniern die ganze Furchtbarkeit der Lage, in die wir geraten, sobald Rrieg oder Bürgerfrieg über uns tommen. Der "totale" Krieg von heute macht die städtischen Säuserblöcke zu den begehrteften Buntten militarischer Berteidigung. Salb gusammengeschoffene Verwaltungsgebäude, alte Burgen, steile Gassen sind schwerer zu nehmen als richtige Forts, falls nur genügend Maschinengewehre und Munition vorhanden sind und einige Aeroplane für den Nachschub sorgen. Ruinen . . . die idealen Schützengraben. Rellerlöcher, die vorbildlichen Nefter für Flankenfeuer! Und je zerklüfteter eine Gaffe, defto unmöglicher, vorwärts zu tommen. Seit einem Jahre halt der Reil Francos in der Madrider Universitätsstadt, fast so lange hielt Oviedo aus, der Alcazar von Toledo war nicht zu nehmen, und die vier Gebäudekomplege in Teruel, die nach dem Fall der Borwerte und der Stadt selbst weiter verteidigt murden, ließen bei den Fascisten die Hoffnung aufkommen, es werde ein zweiter Alcazar daraus entstehen.

Welche Vorstellung, daß die siegende Parter in Spanien, welche es auch sein möge, Stadt um Stadt, Städtchen um Städtchen im blutigen Straßenfamps niederzwingen müsse! Die Ausssichten wären nicht faßbar. Jahrzehnte scheußlicher Oramen stünden vor uns . . . wer möchte sie miterleben! Und dann die Ausssicht, daß die bisherigen Zuschauer des Oramas sich selbst in Spieler verwandeln sollten, in Frankreich zuerst, und dann weiter in Europa . . .!

Merkwürdige Einzelheiten über die Eroberung Teruels find bekannt geworden. Die Bevölkerung, mehrheitlich katholisch= reaktionär gefinnt, zum kleinsten Teil liberal, kaum berührt von roten Einflüffen, hat trogdem ein schreckliches Blutopfer erlebt. Mindestens 2½ Tausend von 14,000 Einwohnern, der ganze republikanisch gefinnte Teil, wurden von den Rebellen vor mehr als einem Jahr maffatriert. Wenn das in allen von Franco befesten Städten fo zugegangen, dann ergibt fich ein mahrhaft entsekliches Bild. Es stimmt, daß auch die Gegenpartei in Madrid und Barcelona allerlei verübte, und auch im Norden und in Malaga arbeiteten wilde Rriegsgerichte. Die Folge der fürch= terlichen Terrorherrschaft: Alle Einwohner von Teruel fürchte= ten für ihr Leben, bekannten nachher, daß fie auf Maffenfüfilierungen gefaßt gewesen. Und die Berteidiger der häuserblode, die fich ergeben mußten, tamen mit verzerrten Gesichtern her= aus, überzeugt, nun sofort an die Mauer gestellt zu werden. Da feiner erschoffen wurde, Aufatmen aus grauenhaftem Druck und noch halb verzweifeltes, wildes Aufschreien: "Es lebe die Republik!" So berichten Augenzeugen in der "Nat. 3tg."

Würden diese Einzelheiten in Francospanien bekannt, sie müßten eine unheimliche Wirkung ausüben. Jedoch die Zensur ist dicht, und die Sender von Sevilla und Salamanca werden eher das Gegenteil des Geschehenen behaupten. Und sei es nur, um die Bevölkerung im Durchhaltewillen zu bestärken.